

Heinrich Böll/Heinrich Vormweg:
Weil die Stadt so fremd geworden ist . . .
Gespräche

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Von Heinrich Böll sind außerdem
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
In eigener und anderer Sache. Schriften und
Reden 1952–1985 (5962; 9 Bände in Kasette)
In Einzelbänden lieferbar:
Zur Verteidigung der Waschküchen (10601)
Briefe aus dem Rheinland (10602)
Heimat und keine (10603)
Ende der Bescheidenheit (10604)
Man muß immer weitergehen (10605)
Es kann einem bange werden (10606)
Die »Einfachheit« der »kleinen« Leute (10607)
Feindbild und Frieden (10608)
Die Fähigkeit zu trauern (10609)

Ungekürzte Ausgabe

Juni 1987

2. Auflage April 1991

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 1985 Heinrich Böll, alle Rechte von und bei
Inti GmbH/René Böll, D-5303 Bornheim 3
Erstveröffentlichung: Lamuv Verlag GmbH, Bornheim-
Merten 1985

ISBN 3-88977-013-4

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti

Umschlagfotos: Dirk Reinartz/VISUM ARCHIV (Köln)
und Isolde Ohlbaum (Heinrich Böll)

Satz: Steidl, Göttingen

Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 3-423-10754-5

Das Buch

»Schreiben als Zeitgenossenschaft« sind zwei Gespräche betitelt, die Heinrich Böll 1982 mit Heinrich Vormweg geführt hat. Und unter diese Überschrift könnte man Bölls gesamtes Werk stellen. Zeit seines Lebens hat er Stellung bezogen und gesellschaftliche und politische Probleme unserer Zeit artikuliert in der Hoffnung, etwas zu »bewegen«. Die sieben Gespräche aus den Jahren 1976 bis 1982 sind bei aller Eindeutigkeit der Positionen offene Gespräche – über das Verhältnis der Generationen zueinander, über Wertbegriffe, Wachstum, Konsum, Armut hierzulande und in der »Dritten Welt«, Dissidenten, Arbeitslosigkeit, Terrorismus und nicht zuletzt über das Schreiben selbst, ausgehend vom Werk Heinrich Bölls. Dazu die beiden Gesprächspartner: »Verdrängungslust ist in Deutschland immer stärker gewesen als die Fähigkeit zur Trauerarbeit. Was aber verdrängt wird, ist deshalb nicht erledigt, verliert deshalb nicht einmal an Aktualität. Manche der Themen nicht nur, auch der Fragestellungen, Perspektiven, Betroffenheiten, die für die sieben Gespräche dieses Buches kennzeichnend sind, werden in der breiten Öffentlichkeit neuerdings absichtsvoll verdrängt. Es mindert nicht ihre Bedeutung, im Gegenteil. Es ist, meinen wir, nur ein Grund mehr, auf ihnen zu beharren und sie in Erinnerung zu halten.«

Die Autoren

Heinrich Böll, am 21. Dezember 1917 in Köln geboren, am 16. Juli 1985 in Langenbroich/Eifel gestorben, erhielt 1972 den Nobelpreis für Literatur.

Heinrich Vormweg, am 20. März 1928 in Geisweid bei Siegen geboren, Essayist, Literatur- und Theaterkritiker, lebt in Köln.

Von Heinrich Böll
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Irisches Tagebuch (1)
Zum Tee bei Dr. Borsig (200)
Als der Krieg ausbrach (339)
Nicht nur zur Weihnachtszeit (350; auch als
dtv großdruck 2575)
Ansichten eines Clowns (400)
Wanderer, kommst du nach Spa . . . (437)
Ende einer Dienstfahrt (566)
Der Zug war pünktlich (818)
Wo warst du, Adam? (856)
Gruppenbild mit Dame (959)
Billard um halbzehn (991)
Die verlorene Ehre der Katharina Blum (1150; auch als
dtv großdruck 25001)
Das Brot der frühen Jahre (1374)
Hausfriedensbruch/Aussatz (1439)
Und sagte kein einziges Wort (1518)
Ein Tag wie sonst (1536)
Haus ohne Hüter (1631)
Du fährst zu oft nach Heidelberg (1725)
Fürsorgliche Belagerung (10001)
Das Heinrich Böll Lesebuch (10031)
Was soll aus dem Jungen bloß werden? (10169)
Das Vermächtnis (10326)
Die Verwundung (10472)
NiemandesLand (10787; Hrsg. unter Mitarbeit von
Jürgen Starbatty)
Frauen vor Flußlandschaft (11196)
Eine deutsche Erinnerung (11385)
Rom auf den ersten Blick (11393)
Heinrich Böll zum Wiederlesen (dtv großdruck 25023)

Über Heinrich Böll:

In Sachen Böll – Ansichten und Einsichten (730)

Inhalt

Wie sollen wir denn überhaupt leben (1976)	7
Solschenizyn und der Westen (1977)	25
Ein Gespräch über die Literatur der Sowjetunion (1977)	50
Weil die Stadt so fremd geworden ist ... (1977) ...	69
Haben wir unseren Kindern noch etwas zu sagen? (1980)	81
Schreiben als Zeitgenossenschaft I (1982)	97
Schreiben als Zeitgenossenschaft II (1982)	112

Vor dem Hintergrund manch anderer persönlicher Gespräche sind die hier aufgezeichneten geführt worden im Blick auf Öffentlichkeit. Das eine oder andere Gespräch wäre nicht zustande gekommen ohne die Aufforderung und die Anregungen von Carola Stern, Hanjo Kesting und des so früh verstorbenen Klaus Sauer. Wir danken ihnen dafür.

Heinrich Böll
Heinrich Vormweg

Wie sollen wir denn überhaupt leben

Vormweg: Es ist immer schwieriger geworden, und es wird immer schwieriger gemacht, über einfache Dinge zu sprechen. Das ist fast so, als gebe es keine wirklich einfachen Dinge mehr. Immer schwieriger ist es, meine ich, zu erkennen, daß ganz unentbehrlich ist, was Brecht mal »plumpes Denken« genannt hat; plumpes Denken als ein Gegensatz sogar zum dialektischen Denken, das es im Grunde in sich doch miteinschließt. Diese unsere Frage zum Beispiel: Wie sollen wir überhaupt leben?, sie ist verschleiert und verschüttet unter einer Masse von Anweisungen und Ablenkungen. Nicht nur Ideologien und Parteien, zum Beispiel auch die Medizin, die Technologien, neuerdings die Ökologie sprechen alle in diese Frage hinein. Und die Kataloge von Anweisungen, die von allen Seiten kommen, sie erklären natürlich im einzelnen vieles, im ganzen aber verwirren sie ständig das Bild. So wird dann, könnte man vielleicht grob sagen, aus: Du sollst nicht töten oder stehlen, manchmal: Du sollst nicht rauchen. Aber es scheint zugleich so zu stehen, daß die traditionellen einfachen Regeln nicht mehr weiterhelfen. Oder helfen sie doch weiter? Genügt es zum Beispiel, sich bei der Frage, wie sollen wir überhaupt leben, auf die Zehn Gebote zu besinnen, oder brauchen wir neue Zehn Gebote? Aber ich will zunächst gar nicht so weit und so schwierig zurückfragen. Nur unser Land und seine jüngste Vergangenheit. Zwei Jahrzehnte und länger hat, so scheint mir manchmal, die eine Glaubensregel genügt: Wir müssen vorankommen, mehr Wohlstand. Sie war geradezu eine Art Stabilitätsgeheimnis, das dann immer mehr auch zum geheimen Gegenstand etwa eines Festes sogar wie Weihnachten geworden ist – man feiert, wie weit man es gebracht hat. Sie, Heinrich Böll, haben dieses Prinzip schon sehr früh kritisiert und attackiert. Inzwischen ist es immer mehr Menschen fragwürdig geworden. Und mehr noch: Es ist auch in Frage gestellt durch objektive Entwicklungen. Obwohl es aber längst mehr und mehr soziale und poli-

tische Krankheitssymptome produziert, wagt man nicht, das Prinzip fahren zu lassen. Es erhöht die Zahl der Hungernden in der Welt und die Zahl der Arbeitslosen, und es verstärkt das Gefühl von Sinn- und Zukunftslosigkeit unter jungen Menschen. Wir brauchen also eine Art neuer sozialer Lebensregel. Wo müßte man sie, könnte man sie suchen?

Böll: Fangen wir mal an mit dem sehr komplizierten Begriff der Einfachheit. Er wird ja angewendet auch auf Menschen. Man spricht so gern von einfachen Menschen, und ich möchte vorausschicken, daß mir noch kein einfacher Mensch je im Leben begegnet ist. Das gibt es nicht. So, wie der Terminus gebraucht wird, bedeutet er eigentlich: Leute, die nicht viel Geld haben. Bei denen man dann gleichzeitig voraussetzt, daß sie nicht sehr gebildet sind im herkömmlichen Sinne und nicht sehr viel nachdenken und nicht sehr sensibel sind. Alles das stimmt nicht, verstehen Sie? Alles das stimmt schon nicht. Wenn man also den Begriff der Einfachheit auf eine Menschengruppe anwendet, ist man schon auf dem falschen Weg, das sogenannte Einfache zu suchen. Und wenn wir jetzt versuchen, das einfache Leben als neue, sagen wir: soziale Überlebensmöglichkeit zu definieren, müssen wir, glaube ich, sehr vorsichtig sein. Es gibt ja auch eine modische Einfachheit, die eigentlich der Ausdruck des allerhöchsten Luxus ist. Zum Beispiel wenn die Töchter und Söhne von internationalen Multimillionären mit zerschlissenen Hosen und barfuß Auto fahren, so ist das schon eine lebensgefährliche Form von Einfachheit. Wer kann sich das erlauben, in kaputten Hosen rumzulaufen? Verstehen Sie? Wir müssen also ganz vorsichtig sein, wenn wir später auf Konsumfragen kommen, damit wir nicht die Menschen, die es sich einfach nicht leisten können, in diesen Dingen souverän zu sein, weil sie in einem bestimmten Arbeitsablauf stehen, ob als Arbeiter, Angestellter, ja sogar als Manager – in dem Sinne fasse ich den Begriff des abhängig Arbeitenden sehr weit, gerechterweise. Wer kann sich das erlauben, barfuß und mit kaputten Hosen durch die Gegend zu gehen?

Vormweg: Diese Einfachheit und ihre Problematik habe ich eigentlich nicht gemeint. Das »plumpe Denken«, dieser immer wieder vergessene Begriff, bezieht sich nicht auf die Lebensführung, auf Konsum- und Modebedürfnisse, sondern bezieht sich tatsächlich auf die Bewußtseinsebene, auf das Verständnis dessen, was in der Gesellschaft vor sich geht, und er will die Vielfalt der verschiedenen Erscheinungen, die sich kaum noch in eine Ordnung bringen lassen, zurückführen – jetzt vom Bewußtsein her, nicht aus der Lebenspraxis –, zurückführen auf das Grundphänomen, das dahintersteckt. Ich denke, es ist nicht ganz falsch, zu sagen, daß in der Expansionsphase der Bundesrepublik, bei diesem ständigen Wirtschaftswachstum, hinter all den unheimlich vielen, schillernden Phänomenen, hinter der Entwicklung des Konsums, hinter der Entwicklung der Moden, hinter der Entwicklung auch der intellektuellen Moden, hinter der Entwicklung auch der Wissenschaften und der Medizin, die sich ja ungeheuer entwickelt haben, – daß hinter all diesen komplizierten Dingen ein Grundprinzip, eine Art Regel stand, nach der sich alles ordnete, der sich alle zuordneten, nämlich: vorankommen, weiterkommen, aufbauen, etwas Solides herstellen. Mir ist ganz klar, Einfachheit ist ein ungeheuer komplizierter Begriff, und darauf einzugehen im Sinne von einfachem Leben und so weiter, ich glaube, das wäre falsch.

Böll: Nicht ganz. Es gibt ja Bewegungen, schon Gruppen, und nicht so kleine, die etwa aufs Land ziehen, einen Bauernhof betreiben, denen etwas wie das, was man früher einfaches Leben genannt hat, vorschwebt im Sinne von unabhängig sein, produzieren, davon leben, ein bißchen Bargeld beim Verkauf der Produkte einnehmen. Ich glaube, das sollte man nicht ganz ausschließen als Möglichkeit. Nur sehe ich da dann wieder die Gefahr, daß das eine sehr exklusive Möglichkeit wird. Wie sollen die anderen leben, zum Beispiel die wir in Städten leben müssen, arbeiten müssen, oder auch die in Städten leben möchten. Jene Art der Einfachheit sollte man nicht ausschließen, auch nicht denunzieren, das liegt mir gar nicht. Wie sollen aber, sagen wir einfach: die Massen der Industriegesellschaft – zwischen Dortmund und Bonn

so ungefähr zehn Millionen Menschen, schätze ich –, wie sollen die zu dieser Art Einfachheit zurückkehren? Ich glaube, wenn wir jetzt die Bundesrepublik isoliert sehen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Deutschen zwei totale Inflationen hinter sich haben und im Grunde genommen immer ein armes Volk waren. Denken Sie zurück bis 1955 und von 1955 zurück so weit Sie wollen, bis 1805 oder 1730 oder 1612, wir waren immer ein armes Volk, und zwar arm im materiellen Sinne. Und dazu noch durch zwei Inflationen geschockt, durch Erfahrung, wie schnell Werte, etwa Ersparnis, sogar Grundbesitz, wenn man nicht Großgrundbesitzer war, wie schnell das alles weg war. Also in einem Zustand totaler ökonomischer Unsicherheit und Armut kommt plötzlich, was man Wirtschaftswunder genannt hat, und ich glaube, daß die Armut und die Verarmung während des Krieges und nach dem Krieg natürlich ein ungeheurer Antrieb war, diese Werte zu schaffen. Wenn Sie dazu noch denken an die Mengen von Flüchtlingen, die nichts hatten als ihre Hände in der Tasche. Die wollten natürlich auch, sagen wir: zu Potte kommen, in dieser Welt wieder eine Wohnung haben, ein Einkommen haben, sie wollten ihre Kinder auf die Schule schicken. Das alles, glaube ich, ist durchaus verständlich und auch respektabel gewesen. Aber es ist dann steckengeblieben in einem, wie ich finde und empfinde, reinen Materialismus. Nun müßte man über das Gegenteil von Materialismus reden. Und über die Angst vor erneuter Unsicherheit. Die sollte eigentlich nach der Sozialgesetzgebung, die wir haben – wirklich eines der großen Verdienste aller Regierungen, die wir gehabt haben, und natürlich auch der sozialliberalen Regierung –, die Angst vor der totalen Armut sollte durch die Sozialgesetzgebung, durch die Rentengesetzgebung überwunden sein. Und trotzdem ist sie da, trotzdem ist sie da, und ich verstehe, daß sie da ist. Ich denke an meinen Vater und an Verwandte in den verschiedensten Lebenslagen und auch gesellschaftlichen Stellungen, wie diese Menschen um die Frucht ihrer Arbeit, das kann man so nennen: betrogen worden sind, durch diese lächerlichen idiotischen Kriege... Wir brauchen darüber nicht weiter zu sprechen. Die Angst

sitzt also sehr tief, und offenbar ist es unmöglich, sie zu überwinden, und da kommen wir auf das, was wir über die jungen Menschen gesagt haben, die natürlich diese Angst spüren bei den Eltern und selber nichts sehen, was ihnen diese Angst nehmen könnte.

Vormweg: Aber das hat doch etwas Irrationales. In Wirklichkeit ist es ja so, daß trotz all dieser Vorgeschichten die Bundesrepublik heute eines der reichsten Länder auf der Erde ist. Da müßte es doch möglich sein, hier Gegengewichte zu finden.

Böll: Nehmen wir das mal an – die Bundesrepublik als eines der reichsten Länder mit der erstaunlichsten Sozialgesetzgebung, die sogar im Vergleich mit Schweden und Holland sich sehen lassen kann. Was da gegen die Angst zu tun ist? Also, ich sehe gar keine andere Möglichkeit als die Freilegung verschütteter geistiger und auch religiöser Werte. Ich nenne sie verschüttet. Auf den Werten, die das Christentum offiziell vertritt und immer vertreten hat, hat sich so viel geschichtliche Heuchelei angesammelt, auch zuviel Interpretation, zuviel sehr abstrakte theologische Überlegungen, die mit Religion gar nichts mehr zu tun haben, weil sie fast schon ein *L'art pour l'art* in sich geworden sind, daß sie weder den einfachen Menschen noch hochintellektuellen Menschen, noch irgend etwas nützen. Diese hochgebauten theologischen Gebäude, unter denen man dann Gott entdecken muß oder Gott verstecken will, oder das, was mit Gott gemeint ist, verstecken will...

Vormweg: Also auch hier eine der Formen der Entfremdung, eine Entfremdung von den für das Leben unmittelbar entscheidenden und wichtigen Vorgängen. Wenn dieses Prinzip, dieses Lebensprinzip: wir müssen vorankommen, verdienen, es weiter und weiter bringen, sich so ungeheuer stark verfestigen konnte, so in die innere Struktur des menschlichen Lebens sich einschleichen konnte, sie sozusagen übernommen hat, wenn die meisten Entscheidungen immer mehr von diesem Lebensprinzip her getroffen worden sind, dann war das bei gleichzeitiger christlicher Ideologie ja doch so, daß die komplizierten Gedankengänge, die Sie erwähnen, zu Recht finde ich, dies mit verschleiert haben.

Böll: Ich glaube sogar, daß sie in einem unmittelbaren Zusammenhang miteinander stehen. Nicht bewußt. Die Theologie hat nicht bewußt ungeheuer komplizierte Gebäude aufgebaut, um die Menschen von dem abzulenken, was im ursprünglichen Sinne religiös gewesen sein könnte. Ich meine auch nicht nur das Religiöse, ich meine das Geistige. Und das kann auch nichtreligiös sein. Es kann atheistisch sein, das ist ja auch eine Form hoher Geistigkeit. Ich will das gar nicht auf tradierte Werte reduzieren oder auf solche, die dafür gehalten werden. – Aber bleiben wir beim Vorankommen. Das ist ja im Grunde genommen ein Kampfprinzip, meint permanenten Kampf. Sie können das Wachstum nennen. Wenn Sie den Begriff des wirtschaftlichen Wachstums auf das Leben von jemand anwenden, der vorankommen will, dann ist er auch auf Wachstum angewiesen, nämlich auf Karriere und ein bißchen mehr Geldverdienen, und seine Kinder noch mehr und so weiter. Ich glaube, wir können uns da auf den Begriff des Wachstums beschränken, wenn man den etwas weiter faßt als reine Umsatzsteigerung oder Steigerung des Sozialprodukts, und ich bin ziemlich sicher, daß das ein lebensgefährliches Prinzip ist. Zunächst einmal irreführend, weil Wachstum ein organischer Begriff ist. Ein Baum wächst, ein Kind, eine Pflanze, ein Tier, und Wirtschaftswachstum mit diesem organischen in Verbindung zu bringen ist schon Schwindel. Ich möchte sagen: Schwindel.

Vormweg: Krebs wächst auch.

Böll: Krebs wächst auch. Sehr richtig. Also es wächst das Kranke, und es wächst auch das – sagen wir: organische Leben. Krebs ist sogar eine ausgesprochene Wachstumskrankheit. Und wenn man das jetzt nicht symbolisch, sondern ganz realistisch auf Wachstum der Wirtschaft als ein unbedingt Notwendiges überträgt, dann kann man auf sehr merkwürdige Gedanken kommen.

Vormweg: Es gibt ja Leute, die mit recht plausiblen Gründen befürchten, daß möglicherweise schon ein Stadium erreicht sei, in dem Wachstum in die kranke, fatale Art des Wachsens umschlägt, umgeschlagen ist.

Böll: Wenn man nicht früh genug aus einer – ich gebrauche ein großes Wort – geistigen oder religiösen

Perspektive das Wirtschaftswachstum in Zweifel zieht, dann wuchert das tatsächlich, wuchert wie Krebs, und dagegen gibt es kein Mittel mehr.

Vormweg: Wäre es vorstellbar, an die Stelle dieses Begriffs Wachstum doch etwas anderes zu bringen, das ihn relativiert, sogar ersetzt? Individuell ist es vorstellbar. Sie und ich, wir kennen Menschen, die ihr eigenes Leben gegen den Strom nach ganz anderen Orientierungen eingerichtet haben. Aber das wird immer die Frage bleiben, eine Hauptfrage, wie sich ein Verhältnis finden läßt zwischen individuellen Entscheidungen und sozialen Mechanismen. Wenn diese individuellen Entscheidungen, die meist sogar einen elitären Charakter annehmen, sich nicht vermitteln können in die Gesellschaft, um dann in der Gesellschaft, zu gesellschaftlichen Mechanismen objektiviert, auf die Leute, die Menschen auszustrahlen...

Böll: Also auch gesellschaftsfähig und nachahmbar wären. Sagen wir als Lebensmodell...

Vormweg: Halten Sie es für vorstellbar, daß sich in unserer Gesellschaft, wie sie sich heute entwickelt hat, an die Stelle eines Prinzips wie Wachstum ein Prinzip wie Solidarität rücken ließe?

Böll: Solidarität ist wahrscheinlich zunächst zuviel verlangt. Wenn wir bedenken, wie wir – ich beziehe mich ein – darauf getrimmt worden sind, voranzukommen, und eigentlich auch in dem Modell des Vorankommens leben, uns bewegen, also fast wie Radfahrer... Ich glaube gar nicht, daß man die kulturell produktive Schicht ausschließen kann. Es ist zum Beispiel etwas Unheimliches daran, das mich immer wieder beunruhigt, daß Freunde, Kollegen genauso wenig Zeit haben wie ein 17jähriger, der kurz vor der mittleren Reife steht, oder ein 18jähriger, der vor dem Abitur steht, wie ein Lehrling, der soundsoviel Kurse noch mitmachen muß. Wir sind doch alle in dieser Treitmühle des Keine-Zeit-Habens, und ich glaube, daß man für den Anfang versuchen könnte, und zwar sehr viele gesellschaftliche Gruppen unabhängig von ihrer Herkunft und auch unabhängig von der historischen Fracht, die sie mitschleppen, einmal darüber nachzudenken, was Zeit ist. Zeit als

Materie. Lebenszeit, Tageszeit – und was wir mit unserer Zeit machen, verstehen Sie? Daß Zeit haben schon ein hoher Luxus geworden ist, ist eigentlich eine fürchterliche Sache. Zeit für seine Kinder, seine Frau, seine Freunde, umgekehrt und so weiter. Und da kommt natürlich auch der Begriff des Wachstums in Konflikt mit dem Begriff Zeit. Vielleicht wäre Zeit in dem Sinne, wie wir, wie Sie das Gespräch angefangen haben, ein sehr einfacher Wert, ein plumper Wert. Wenn man das Wort »Zeit ist Geld« umkehrt, kommt man ja darauf, daß Geld dann auch Zeit ist.

Vormweg: Dann gibt es eine schizophrene Rechnung. In unserer Welt jetzt ganz direkt, wo eben die Zeit eine solche Rolle spielt, baut man ja immer mehr Voraussetzungen dafür aus, daß man möglichst viel Zeit spart. Aber die hat man dann gar nicht. Es gibt Leute, die berechnet haben – entsprechend dieser Thesen von Ivan Illich, Sie kennen sie –, daß man bei unserer heutigen Verkehrsdichte schon längst mit einem Fahrrad viel schneller vom Arbeitsplatz wieder nach Hause käme, und auch morgens in den jeweiligen Rush hours vom Hause zum Arbeitsplatz, als mit einem dieser Beschleunigungsmittel, die Zeit sparen wollen.

Böll: Ja, natürlich, diese Absurdität gehört in die Überlegung hinein. Das erleben wir alle, die wir ein Auto haben, daß man da verrückt werden kann. Und man kann ja auch nicht zu Fuß einfach weitergehen. Sie können ja nicht die Karre stehen lassen und denken, leck mich am Arsch, ich laufe. Sie sind da in einer merkwürdigen Freiheit. Merkwürdige Freiheit ist das, wenn Sie so nachmittags zwischen vier und sechs von hier, sagen wir: nach Bonn oder Godesberg fahren. Da kommt Ihnen wirklich ein Fußgänger, und wär's ein Tippelbruder, sehr frei vor, sowohl in seiner Bewegungsfreiheit wie in seiner Zeit. Bleiben wir bei der Zeit, und kommen wir zurück auf die jungen Leute, die versuchen, ein Modell zu entwickeln, das von der Gesellschaft zunächst nicht akzeptiert wird, denn ich glaube, da müßte man – speziell bezogen auf uns Deutsche – das Laufbahndenken ändern. Das ist mir immer wieder aufgefallen, ganz besonders in England etwa, daß jemand Doktor der alten

Sprachen sein kann, also ein Altphilologe, aber dann mal zwei oder drei Jahre Verkäufer wird in einem Warenhaus oder Barkeeper und dann wieder an die Schule zurückgeht. Also diese Flexibilität ...

Vormweg: Aber fühlt er sich wohl dabei?

Böll: Ja. Das ist das Wichtige – ja. Er fühlt sich wohl dabei. Ich kann das natürlich nicht für alle sagen, und es wäre anmaßend zu behaupten, daß jetzt alle arbeitslosen Altphilologen sehr glücklich wären als Barkeeper. Aber es gibt diesen Unterschied im Laufbahndenken.

Vormweg: Und sein Ansehen, es wird nicht geschmälert?

Böll: Überhaupt nicht, das ist das Interessante. Er fühlt sich weder gedemütigt, noch wird er von seinen Freunden als gedemütigt oder verächtlich empfunden. Und ich denke jetzt an einige junge Leute, die ich kenne und die das Prinzip haben: Gut, ich arbeite ein halbes Jahr und verdiene Geld genug, um den Rest des Jahres damit zu leben, zu reisen, zu trampen. Das sind natürlich keine ungeheuer attraktiven Konsumenten, diese jungen Leute, sie haben nur das Lebensnotwendige, und vielleicht können wir über die Frage, was brauchen wir zum Leben, eine alte Menschheitsfrage, wieder auf den komplizierten Begriff der Einfachheit kommen. Dieses Laufbahn-Modell wird ja für sehr viele junge Menschen mörderisch, ob sie studiert haben, ob sie nicht studiert haben, also auch im Hinblick auf Arbeitslosigkeit, wahrscheinlich oft eine permanente Arbeitslosigkeit. Da wird das sehr wichtig, vom Recht auf eine Laufbahn abzukommen, auf eine bestimmte Laufbahn, und sich darauf zu besinnen, daß man eigentlich ja lebt, um zu leben. Voraussetzung, wenn wir hier darüber sprechen, ist allerdings, daß wir beide gut reden haben, Herr Vormweg.

Vormweg: Das ist richtig.

Böll: Wir haben Berufe, die uns Spaß machen. Versetzen wir uns doch in die Lage auch von Millionen Menschen, für die Wachstum noch immer sehr wichtig wäre, weil es ihnen an so vielem fehlt, die also noch teilhaben müßten am Wachstum, während das offiziell propagierte Wachstum permanent an ihnen vorbeiläuft. Das wollen wir nicht vergessen, wenn wir das Prinzip

Wachstum kritisieren, daß es noch Millionen Menschen gibt – auch in der Bundesrepublik –, die ein bißchen Wachstum dringend brauchten, auch das muß gesagt sein. Und das auszugleichen, dieses Krebswachstum, wie wir es zu definieren versucht haben, und Wachstum als eine wichtige Komponente des sozialen Lebens, das wird sehr schwierig sein, und ich sehe keine andere Möglichkeit, als Bewegungen in Gang zu setzen; das ist ein sehr böses Wort, ja, weil wir von einigen Bewegungen in unserer Geschichte so einiges Merkwürdige erfahren haben, aber ich bin bereit, den Begriff zu ersetzen, mir fällt jetzt keiner ein.

Vormweg: Bürgerinitiativen?

Böll: Ja. Ja, Bürgerinitiativen haben allerdings meist einen zu lokalen Bezug. Ich meine jetzt nicht Brokdorf und Wyhl, das sind ja Bürgerinitiativen, deren Impetus weit über das Lokale hinausgeht und die ja eigentlich gegen das Krebswachstum protestieren. Wenn das sich in Zusammenhang bringen läßt mit der Überlegung über wirtschaftliches Wachstum, dann wäre das eine Möglichkeit. Und da sehen Sie ja überraschende Koalitionen, ganz überraschende Koalitionen, die im Parlament undenkbar wären. Sehr konservative Leute – Bauern sind meistens sehr konservative Leute, müssen sie auch sein, sie haben auch Grund dazu – verstehen sich plötzlich mit vorher verachteten, sagen wir: linken Gruppen, die man ja immer nur diffamiert, wenn man sie im Zusammenhang mit diesen Bewegungen nennt. Da könnte sich schon so etwas herausbilden.

Vormweg: Ich will noch einmal versuchen, an einem Punkt anzusetzen, an dem wir vorher schon einmal waren. Auch Sie haben gesagt, daß es nicht ausreicht, von individuellen Entscheidungen einzelner auszugehen, daß grundsätzliche Vorstellungen sich gesellschaftlich vermitteln müssen und gesellschaftlich vermittelt werden müssen auch an die Menschen, denen die Voraussetzungen oder das Interesse fehlen, sich hiermit bewußt auseinanderzusetzen. Und da muß man in der Tat festhalten, daß das Wachstum nicht nur das Krebswachstum erzeugt. Es erzeugt auch diese Nebenphänomene, von denen Sie vorher gesprochen haben. Es

erzeugt die vielen Menschen mit, die in Armut leben; Untersuchungen sprechen von sechs Millionen Armen in der Bundesrepublik. Es erzeugt die Randgruppen, die einzeln sich Auflehnen, manchmal mit Erfolg für ihre Gruppe oder für ihre Person, Leute, die aufs Land ziehen und sich da irgendwo ansiedeln. Es erzeugt mit die ständige Natur- und Kulturvernichtung, die überall vorgeht. Das ist die eine Herausforderung. Ich möchte auch einmal auf eine andere Herausforderung noch zu sprechen kommen, die jetzt auf der Ebene fast von Verantwortung zu sehen ist und die niemand am eigenen Leib erfährt, wenn er nicht einem ganz extremen Zufall ausgesetzt ist. Ich meine die Herausforderung, daß diese Armut und diese finsternen Begleiterscheinungen des »Wir müssen vorankommen«, das sich ja langsam abstoppt und so einige Konvulsionen erzeugt, daß dies alles, diese ganze Armut und diese ganze Quälerei natürlich Reichtum ist im Vergleich mit den Leben der anderthalb Milliarden, in Zahlen: der 1 500 000 000 Hungern in der Dritten Welt, von denen Sie und ich natürlich auch gut reden haben, weil wir nicht in der Dritten Welt leben mit ihren Lagern, Gefängnissen, Folterungen und so weiter.

Hier ist eine Herausforderung, die doch längst dieselbe Intensität hat wie die in unserer unmittelbaren Umwelt, eine Herausforderung, die noch dringender nach einer Umkehrung dieses Grundgesetzes vom Wachstum ruft als das, was wir so hier und da oder täglich erleben. Ich denke, daß man von beidem zugleich reden muß, wenn man davon redet, wie wir denn heute überhaupt leben sollen, und ich denke, daß auch hier die Frage ist – und da ist eine zugegeben so schwierige Sache wie Solidarität noch dringender erforderlich –: Wie vermitteln sich nun diese Realitäten zu den Menschen hin, wie können sie ein Bewußtsein hervorbringen, das sich nicht so wegwischen läßt wie allabendlich vor dem Fernsehapparat, wenn irgendeine Katastrophenmeldung kommt, die man konsumiert und unmittelbar nachher vergessen hat. Wie können diese Realitäten so konkret werden, so daß man beginnt, im Bewußtsein dieser

Realitäten zu leben. Und das hieße: sein Leben von innen her zu korrigieren.

Böll: Wenn wir davon ausgehen oder versuchen, Nationen oder Völker im Sinne einer Weltgemeinschaft als Individuen zu sehen, also sagen wir: jetzt die Bundesrepublik als ein Individuum innerhalb dieser Hunderte Individuen einer sehr, sehr unterschiedlich um uns lebenden, arbeitenden, vegetierenden Menschheit, dann bleibt, glaube ich, nur das Beispiel der jungen Leute, das wir eben genannt haben. Das kann man dann international transportieren. Ich glaube nicht mehr, daß man das, was Sie Solidarität nennen – ich lehne die nicht ab, verstehen Sie, das möchte ich klarstellen, im Gegenteil, ich habe nur meine Zweifel, ob eine so auf Laufbahn, Vorankommen, Wachstum auf jeder Ebene getrimmte Gesellschaft so rasch zur Solidarität kommt, ich hoffe das, aber es wäre unrealistisch –, ich glaube nicht, daß es noch möglich ist, solche – nennen wir es so – Solidarität durch Medien, Zeitungen, Fernsehen zu vermitteln. Das ist nur noch möglich durch direktes Zusammenkommen mit Menschen aus diesen Welten, nicht auf dem Weg der Information über die Zustände, sondern gedenkend eines Begriffs, der sowohl mit Weihnachten zu tun hat wie auch mit dem Marxismus, nämlich des Begriffs der Menschwerdung. Überhaupt »Dritte Welt« – die nennen wir in sehr herablassender Weise so und fühlen uns dabei als Erste Welt, und daran zweifle ich schon lange, wenn ich unseren tödlichen Materialismus sehe, daß wir je Erste Welt gewesen sind. Lassen wir es bei der Vereinfachung. Aber die Medien, ganz gleich welcher Art, ob links, rechts, Mitte und halblinks und halb Mitte, sie vertreten und repräsentieren natürlich, und das wohnt ihnen einfach inne, unsere Arroganz, unsere Propaganda über Wachstum und so weiter. Ich glaube, daß es nur noch in kleinen, größeren, mittleren Gruppen und völlig unabhängig von den Medien möglich ist, sich mit der anderen Welt zu beschäftigen und zu solidarisieren.

Vormweg: Also völlig unabhängig von unseren eigenen gesellschaftlichen Strukturen?

Böll: Nein, das nicht. Das ist eine andere Frage. Ob Kirchen oder nichtkirchliche Organisationen oder

Gruppen, das ist eine andere Frage. Aber unsere Medien, die sind – wie soll ich das nennen – viel zu wachstumsverseucht, weil sie erfolgsverseucht sind; wir haben den Begriff des Erfolgs noch gar nicht erwähnt, der ja wichtig ist im Zusammenhang mit Wachstum und Vorankommen und Ellenbogen und so weiter. Und wenn Sie das analysieren, sehen Sie ja, daß ganze Riesenkomplexe depravierter Menschengruppen überhaupt nicht auftauchen. Nehmen Sie den Iran. Iran, ein wichtiger Partner im Wachstum und eines der schrecklichsten Länder, wenn man die politischen, die Gefängnisverhältnisse sieht, wenn man sieht, was da so alles unter der herrlichen vergoldeten Schah-Oberfläche passiert. Ich nenne das jetzt nur als Beispiel. Davon wird nichts in den Medien sichtbar. Hin und wieder mal ein Film, es kommt schon mal ein Artikel in eine Zeitung, aber was da wirklich vor sich geht neben dieser Autolawine, die man dann in Teheran sieht, und den schicken Villen, davon erfahren Sie fast nichts. Unzählige Studentengruppen, Amnesty und andere Organisationen versuchen, unseren Wachstumswirtschaftsleuten den Iran mal von dieser Seite zu zeigen, aber ich frage mich, ob unsere Industriellen, wenn sie mit dem Herrn Schah, oder wie er heißt, verhandeln, überhaupt darüber nachdenken. Die Verlagerung, ich will nicht sagen: des Moralischen, sondern des Menschlichen überhaupt, kann nur über Gruppen, wie ich sie eben zu beschreiben versuchte, geschehen. Wissen Sie, früher – ich sag' das sehr ungerne, das klingt nostalgisch, und da ist eine Gefahr drin – gab es Orden, die eine bestimmte Wende propagierten. Also wenn Sie eine Bewegung nehmen – in dem Sinne brauche ich das Wort Bewegung – wie die von Franz von Assisi hervorgerufene, das war ja eigentlich eine Anti-Wohlstandsbewegung, es war auch eine Anti-Wirtschaftswunderbewegung. Italien war in einer Blüte, hochmaterialistisch, elegant und schick, so wie das heute ungefähr bei uns ist, und da kam also dieser Kaufmannssohn und gründete den Orden oder die Bewegung, und soviel ich weiß, hatte er nach sehr kurzer Zeit in Italien 200 000 Anhänger, die ja praktisch wie Gammler rumliefen – man muß das historisch korrekt sehen, es waren

Gammler –, die auf den Luxus der Städte verzichteten. Und wenn das international möglich wäre ... Die Kirchen und auch die Orden selber sind ja zu korrumpiert und zu sehr vom Wirtschaftswachstum abhängig, als daß sie eine solche Bewegung ernsthaft stützen oder gar fördern könnten. Aber wenn das möglich wäre, dann würde für viele Menschen, die hoffnungslos in die Zukunft sehen und die überhaupt keinen Ansatz mehr erkennen, was ja offenbar auf sehr viele Jugendliche zutrifft, doch vielleicht ein Funke entstehen, etwas Adventistisches, nennen wir es so, eine Hoffnung.

Vormweg: Wenn ich Sie recht verstehe, sehen Sie also nicht die Möglichkeit, daß so eine Art Fundierung der Politik auf Moral in einem größeren Maßstab über einzelne Bewegungen hinaus sich innerhalb einer bestehenden Gesellschaft und international so verdeutlichen könnte, daß es tatsächlich Auswirkungen hat.

Böll: Nein. Ich möchte das auch nicht Moral nennen, sondern Menschlichkeit. Wenn Sie sich das ansehen, was auf Konferenzen passiert, egal auf welchen, ist es im Grunde hoffnungslos, was da gemacht wird, gesagt wird, geplant wird. Es verdeutlicht sich immer noch nur der Egoismus des Individuums Nation oder Volk oder Republik X oder Y, und die Politik – von wenigen Ausnahmen abgesehen und zwar völlig unabhängig von der Partei, von der Parteipolitik – strahlt da nur Hoffnungslosigkeit aus. Wenn wir die Dinge meinen, über die wir sprachen: Dritte Welt, Depravierung, Einfachheit oder wie man das nennen will, da kann nur etwas gegen die Politik geschehen und möglicherweise dann eine politische Wirkung haben. Also bleiben wir bei dem Beispiel Franziskanismus. Ich glaube, zwei Generationen später schon war ein Franziskaner Papst. Damit war auch der Franziskanismus natürlich fast tot. Es muß gar nicht gesucht werden nach der politischen Etablierung, sondern diese Bewegungen oder diese Bewegung müßten eine solche Kraft haben, daß die Politik nicht mehr an ihr vorbeigehen kann. Nehmen Sie ein Beispiel wie Brokdorf. Wenn das nicht passiert wäre, was da passiert ist, daß man also sehr konservative Menschen, die nichts weiter wollen, als ihre Erde halten und erhalten, so behandelt hat, wie